

noch so ungewöhnlich war, dass sie umfänglichere metatextuelle Äußerungen¹¹ erforderte als die gleichzeitig entstandene lateinische Literatur. In textlinguistischer Hinsicht verdienen die Verschiebungen hervorgehoben zu werden, die sich durch den Publikumswechsel von den lateinkundigen Rezipienten der scholastischen Wissenschaftsliteratur zur volkssprachlichen Leserschaft ergaben: Während die Verwendung einiger bei den Scholastikern beliebter Textsorten (z. B. der *Quaestio*) nachlässt, erfreuen sich andere großer Beliebtheit (z. B. *Kommentar* und *Dialog*). Es ist offensichtlich, dass hier Textsorten „ausgehend vom verfügbaren textkulturellen ‚Material‘ entwickelt“ (S. 360) werden und sich der Weitergebrauch von Textsorten auch bei sich wandelnden Kommunikationsbedingungen festhalten lässt, einhergehend mit Veränderungen der typischen Textgestalt. Die Annahme, dass Textsorten grundsätzlich „nicht aus dem Nichts entstehen“ (S. 360), geht jedoch zu weit, zudem verstellt ein zu starkes Beharren auf Kontinuität leicht den Blick für Emergenz.

Ein Anhang bietet die „Titelliste des Korpus“ (S. 405–434), außerdem ist der Arbeit eine CD-ROM mit achtzehn kurzen pdf-Ausschnitten in Form von Fotos beigegeben, die die Textgestaltung einiger Werke anschaulich machen.

Regensburg, im Dezember 2011

Rembert Eufe

Brigitte Schwarze – *Genus im Sprachvergleich. Klassifikation und Kongruenz im Spanischen, Französischen und Deutschen* (Tübinger Beiträge zur Linguistik 511). Tübingen, Gunter Narr, 2008. 286 Seiten.

Es gibt wohl kaum ein sprachliches Phänomen, das ein ebenso starkes Interesse innerhalb und außerhalb der Linguistik geweckt hat wie das Genus. Aufgrund der vielfältigen morphologischen, syntaktischen, semantischen und lexikalischen Aspekte, die nicht zuletzt das Verhältnis von Genus und Sexus und damit auch das von Grammatik und Ontologie tangieren, erweist sich das Genus als eine ebenso faszinierende wie schwer zu fassende Kategorie. Nach Corbett (1991: 1) ist Genus als „the most puzzling of the grammatical categories“ anzusehen¹.

Die Monographie von Brigitte Schwarze, bei der es sich um die überarbeitete Fassung einer im Jahr 2005 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf unter der Betreuung von Hans Geisler angenommenen Dissertation handelt, beleuchtet das Phänomen des Genus aus kontrastiver Sicht. Gegenstand der Arbeit ist eine detaillierte Beschreibung und vergleichende Betrachtung der Genussysteme des Spanischen, Französischen und Deutschen; stellenweise wird auch das Englische behandelt. Ausgehend von einer kritischen Auseinandersetzung mit der Definition von Genus wird dabei v. a. auf die Funktion von Genus, auf das Verhältnis von Genus und Semantik sowie auf das von Genus und Sexus eingegangen.

Der erste von insgesamt drei in etwa gleich umfangreichen Teilen des Buches beschäftigt sich mit einer theoretischen und typologischen Klärung der Genuskategorie. Unter Berücksichtigung von indoeuropäischen und nicht-indoeuropäischen Sprachen werden hierbei die

¹¹ Diese Ausführungen betreffen vor allem das anvisierte Publikum, Entstehung, Gestaltung, Modelle und Textsorte, das jeweils kommentierte Werk u. a. (S. 232, 355). Die Verwendung der Volkssprache wird nur von wenigen Autoren thematisiert (Fausto, Rao, Arnigio), die argumentativ Piccolomini folgen (S. 355).

¹ Corbett, Greville G. (1991): *Gender*, Cambridge.

zwei zentralen definitiven Eigenschaften von Genus herausgearbeitet: Kongruenz und Klassifikation. Mit Hilfe des Kriteriums der Kongruenz, die als „*conditio sine qua non*“ (S. 263) der Genuskategorie bestimmt wird, kann Genus von anderen Formen nominaler Klassifikation wie etwa den Klassifikatoren unterschieden werden (vgl. Kap. 1.1). Die Kongruenz wird in Anlehnung an Lehmann (1993)², Corbett (1991) u. a. als eine asymmetrische Relation spezifiziert, bei der zwischen *controller* und *target* zu differenzieren ist (vgl. Kap. 1.2). Der *controller* ist Auslöser der Kongruenz und wird im Falle der Kategorie Genus i. d. R. durch ein Nomen verkörpert; als *target* wird der Kongruent bezeichnet, also jener Ausdruck, an dem das Genus oder eine andere grammatische Kategorie realisiert wird. Gerade in Bezug auf das *target* lässt sich eine große Variation innerhalb und zwischen den Sprachen feststellen. Hier sind einerseits verschiedene *targets interner Kongruenz* zu nennen, also solche, bei denen eine Kongruenz innerhalb einer *controller*-NP vorliegt, wozu u. a. Determinatoren, Possessiv- und Indefinitpronomina sowie auch prädikative Adjektive zählen können. Letztere kommen bekanntlich nur in Sprachen wie etwa Spanisch oder Französisch als *targets* für die Genuskongruenz in Frage (Bsp. frz. *le pull est vert* vs. *la blouse est verte*), während sie etwa im Deutschen nicht als solche fungieren (Bsp. *der Hund / die Katze / das Kind ist groß*). Andererseits lassen sich unterschiedliche *targets externer Kongruenz* identifizieren, also solche, bei denen das *target* keine Subkonstituente der *controller*-NP darstellt. Hier sind u. a. Personalpronomina und substantivische Pronomina zu nennen (Bsp. *Der Tisch steht im Weg. Man müsste ihn / den mal woanders hinstellen*), darüber hinaus auch Fälle, bei denen wie etwa im Russischen und Swahili eine Genuskongruenz des Verbs zu beobachten ist. Der *accord du participe passé* im Französischen ist nach Schwarze dagegen nicht als ein *target* externer Kongruenz, sondern ebenso wie auch die prädikativ verwendeten Adjektive als ein Fall von interner Kongruenz anzusehen (Bsp. *le bâtiment a été détruit* vs. *la maison a été détruite*).

Mit Bezug auf den zweiten konstitutiven Aspekt von Genus – der Klassifikation – untersucht Schwarze das Genus im Verhältnis zu anderen grammatischen Kategorien des Substantivs, insbesondere zum Numerus (vgl. Kap. 1.3). Hierbei stellt sie die spezifischen Charakteristika der Genuskategorie heraus. Sie bestehen zum einen in der Nicht-Ablösbarkeit des Genus vom Substantiv, also in der lexikalischen Eigenschaft, das jedes Nomen i. d. R. eindeutig und kontextunabhängig einer Genusklasse zugeordnet wird. Zum anderen zeichnet sich das Genus durch das Fehlen einer allgemeinen Genussemantik aus. Durch diese beiden Charakteristika lässt sich das Genus von Numerus und Kasus unterscheiden, die je nach kontextueller Umgebung eines Nomens variieren und hierbei mit unterschiedlichen semantischen Funktionen assoziiert werden, etwa mit der Bedeutung ‚größer als eins‘ im Falle des Plurals.

Unter besonderer Berücksichtigung der Interaktion von Genus und Numerus geht Schwarze sodann auf die je nach Einzelsprache unterschiedlich ausgeprägte „Verwobenheit der Genus- und Numeruskategorie“ (S. 14) ein. Hierbei geht es einerseits um die morphologische Verschmelzung dieser beiden Kategorien, andererseits um die Veranschaulichung und Diskussion der drei Typen von Genussystemen, die in Anlehnung an Corbett (1991) u. a. in diesem Zusammenhang zu unterscheiden sind: Das sind zum einen (i) parallele Systeme, die sich vereinfacht gesagt dadurch auszeichnen, dass sie die gleiche Anzahl an *target gender* (d. h. kongruierenden Elementen) im Singular und Nicht-Singular aufweisen. Dies ist etwa im Spanischen der Fall (Bsp. *el pantalón / la camisa* vs. *los pantalones / las camisas*). Zum anderen sind (ii) konvergente Systeme zu differenzieren, die sich dadurch charakterisieren, dass die im Singular unterschiedenen *target gender* im Nicht-Singular aufgrund entspre-

² Lehmann, Christian (1993): „Kongruenz“, in: Joachim Jacobs u. a. (Hrsg.), *Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, Berlin / New York, 722–29.

chender Synkretismen (partiell) zusammenfallen. Letzteres trifft etwa auf das Deutsche zu (Bsp. *der Anzug / die Hose / das Hemd* vs. *die Anzüge / die Hosen / die Hemden*). Des Weiteren sind (iii) „Über-Kreuz“-Systeme zu nennen. Als einschlägiges Beispiel eines „Über-Kreuz“-Systems diskutiert Schwarze das Genusssystem des Rumänischen. Wie sich zeigt, ist im Singular die Genusmarkierung der *target gender* von einem Nomen wie *creion* ‚Bleistift‘ mit der entsprechenden Markierung bei maskulinen Nomina wie *om* ‚Mann‘ identisch (Bsp. *om bun* ‚guter Mann‘ vs. *creion bun* ‚guter Bleistift‘ vs. *femei bună* ‚gute Frau‘). Im Plural fällt die Genusmarkierung der *target gender* eines Nomens wie *creion* dagegen mit der von femininen Nomina wie *femei* ‚Frau‘ zusammen (Bsp. *oameni buni* vs. *creioane bune* vs. *femei bune*). Für die Bestimmung des Genus von *creion* ergeben sich dadurch konträre Ergebnisse: „Unter Zugrundelegung des Singulars gehört *creion* derselben Klasse an wie *om*, unter Zugrundelegung des Plurals derselben wie *femeie*“ (S. 72). Ausgehend von der Annahme, dass die Anzahl der Genusklassen (genauer: der *controller gender*) einer Sprache nur unter Berücksichtigung einer globalen Analyse der *target gender*, d. h. der kongruierenden Elemente determiniert werden kann, kommt Schwarze hierbei zu der ebenso interessanten wie m. E. folgerichtigen Schlussfolgerung, „dass im Rumänischen nicht zwei, sondern drei Genusklassen unterschieden werden müssen“ (S. 72).

Zum Ende des ersten Teils des Buches geht Schwarze auf die Beurteilung des Genus innerhalb der Sprachwissenschaft ein (vgl. Kap. 1.4). Hierbei werden allgemeine Fragen hinsichtlich der Funktion des Genus, des Zusammenhangs von Genus und Semantik sowie die formalen und semantischen Kriterien für die Genuszuweisung in den Mittelpunkt gerückt. Die Diskussion zeigt sehr anschaulich, dass die Funktion des Genus – ausgehend von den traditionellen Arbeiten zum Ursprung des Genus in den indoeuropäischen Sprachen (vgl. Grimm, Adelung u. a.) – vornehmlich in dem Bereich der Klassifikation gesucht wurde. Da zumindest im Falle der indoeuropäischen Sprachen die Funktion des Genus aber nicht in diesem Bereich ausgemacht werden konnte, wird das Genus oft als eine funktionslose oder überflüssige Kategorie angesehen. Schwarze hält dagegen und betont, dass das Genus keineswegs eine funktionslose Kategorie sei. Allerdings sei die Funktion der Genuskategorie, zumindest im Falle der indoeuropäischen Sprachen, weniger in der Klassifikation, sondern vielmehr in der syntaktischen Leistung der Kongruenz zu sehen. Via Kongruenz trägt das Genus letztlich zur Verdeutlichung von referenziellen Bezügen und der Kohärenzsicherung bei. Schwarze hebt hier wie auch an einigen anderen Stellen hervor, dass für eine adäquate Beschreibung und Analyse der Genuskategorie sowohl die lexikalische Kategorie der Klassifikation als auch die syntaktische Relation der Kongruenz berücksichtigt werden müssen.

Der zweite Teil des Buches stellt den zentralen auf die sprachkontrastive Auseinandersetzung mit der Genuskategorie ausgerichteten Teil der Arbeit dar. Unter Rückgriff auf die Ergebnisse aus dem ersten Teil wird hierbei das Genus im Spanischen, Französischen und Deutschen im Hinblick auf seine syntaktische und semantische Funktion sowie seine formale Transparenz analysiert; in geringerem Umfang wird auch das Englische berücksichtigt. Die Untersuchung konzentriert sich zunächst auf das für das Genus als wesentlich erachtete Kriterium der Kongruenz bzw. auf die hiermit einhergehende syntaktische Leistungsfähigkeit der Genuskategorie (vgl. Kap. 2.1). Die kontrastive Analyse erfolgt auf Grundlage einer parametrisierten Beschreibung, die die Anzahl der Genera, die Anzahl und Art der kongruierenden Elemente sowie die Form der Kongruenz mit einbezieht, inklusive der Restriktionen, die hinsichtlich der formalen Genusmarkierung zu beobachten sind.

Wie Schwarze überzeugend zeigen kann, ist die syntaktische Leistungsfähigkeit des Genus im Spanischen wesentlich höher als im Deutschen und im Französischen zu bewerten. Dies hängt damit zusammen, dass die Genusdifferenzierung im Spanischen vergleichsweise einheitlich und durchgehend angezeigt wird. Anders als im Deutschen erfolgt die Markierung der Genuskategorie im Spanischen grundsätzlich unabhängig von der Markie-

rung anderer grammatischer Kategorien wie etwa Numerus. Im Gegensatz zum Französischen zeichnet sich das spanische System zudem durch eine positive Markierung der beiden Genera aus. Feminina werden i. d. R. mit *-a*, Maskulina mit *-o* markiert, wobei eine sehr geringe Anzahl von entsprechenden Genusallomorphen zu verzeichnen ist.

Im Deutschen ist die syntaktische Leistungsfähigkeit im Vergleich zum Spanischen u. a. durch die zahlreichen Synkretismen eingeschränkt, die das deutsche Flexionssystem charakterisieren (vgl. etwa den Zusammenfall in der Nominalflexion von Maskulinum und Neutrum im Dativ und Genitiv), des Weiteren durch das generelle Fehlen einer Genusmarkierung im Plural sowie einer Nicht-Markierung prädikativer Adjektive und Partizipien. Da die Genusmarkierung im Deutschen im Gegensatz zum Spanischen und Französischen stets im Verbund mit der Markierung von Numerus und Kasus erfolgt, warnt Schwarze jedoch mit Recht davor, von einer Afunktionalität des Genus im Deutschen auszugehen. Vielmehr ist sie der Auffassung, dass das Genus „indirekt zur Kasus- und Numerusmarkierung“ (S. 265) beiträgt. Mit Blick auf die Funktionalität des Genus stellt sie des Weiteren heraus, dass das Deutsche im Vergleich zum Spanischen und Französischen über drei Genusklassen verfügt und insofern entsprechend mehr Differenzierungsmöglichkeiten zur Verfügung stellt.

Ebenso wie das Deutsche weist auch das Französische größere Einschränkungen hinsichtlich der Genusmarkierung auf, v. a. im *code phonique*. Neben umfassenden lexikalischen Restriktionen, die insbesondere den Bereich der Adjektive und Partizipien betreffen, wird die Genusmarkierung durch phonologische Prozesse wie *Liaison* und *Elision* sowie durch morphosyntaktische Restriktionen im Bereich des Plurals stark beeinträchtigt bzw. teilweise aufgehoben. Letzteres betrifft v. a. die Determinatoren, wo eine Genuskennzeichnung gänzlich fehlt (Bsp. *la, le* vs. *les*). Unter dem Gesichtspunkt der Kongruenz bewertet Schwarze das gesprochene Französisch insgesamt als „relativ instabil und wenig funktional“ (S. 266).

Unter Berücksichtigung des zweiten für das Genus konstitutiven Aspekts – der Klassifikation – konzentriert sich die weitere Analyse auf die formalen Kriterien der Genuszuweisung (vgl. Kap. 2.2). Ausgehend von einer umfassenden Darstellung der phonologischen und morphologischen Kriterien, die die Genuszuweisung im Spanischen, Französischen und Deutschen steuern, werden diese Sprachen hinsichtlich der formalen Transparenz ihrer Genusssysteme kontrastiert.

Das Spanische erweist sich hierbei im Vergleich zum Französischen und Deutschen als ein Genusssystem mit einer relativ hohen formalen Transparenz. So kann die Genuszuweisung spanischer Nomina mit einer sehr geringen Anzahl auslautbezogener Regeln zuverlässig bestimmt werden. Besonders charakteristisch sind hier die Auslaute /o/ und /a/, die auch an den jeweiligen Kongruenten erscheinen. In Anlehnung an Korpusanalysen, die auf der Grundlage des *Frequency Dictionary of Spanish Words* durchgeführt wurden, weist Schwarze darauf hin, dass 61,9 % der erfassten Nomina auf *-o* bzw. *-a* auslauten, wobei „99,9 % der Substantive auf *-o* Maskulina und 97,1 % derjenigen auf *-a* Feminina sind“ (S. 125).

Auch im Französischen kann das Genus mit Hilfe auslautbezogener Regeln teilweise erfasst werden. Allerdings müssen sehr viel komplexere Regeln zugrunde gelegt werden, wie etwa die, dass Nomina, die auf /ɔ/ auslauten, nur dann feminines Genus zugewiesen wird, wenn die Phonemkombinationen /ɛz/, /sj/, /tj/, /zj/, /ɔj/ vorausgehen (Bsp. *raison* (F) vs. *horizon* (M)). Doch selbst bei Berücksichtigung des vorletzten und ggf. vorvorletzten Phonems lässt sich nicht immer auf das korrekte Genus schließen. Im Vergleich zum spanischen weist das französische Genusssystem damit eine deutlich geringere formale Transparenz auf. Im Deutschen ist die formale Transparenz als noch geringer einzuschätzen. Hier lassen sich offenbar keine übergeordneten phonologischen Kriterien für die Genuszuweisung finden. Zuverlässigere Vorhersagen in Bezug auf die Genuszuweisung deutscher Nomina, für die eine umfassende Analyse bislang zu fehlen scheint, können nur unter Hinzunahme morphologischer und semantischer Kriterien formuliert werden.

Als nächsten Gesichtspunkt der sprachkontrastiven Analyse behandelt Schwarze den Zusammenhang zwischen Genus und Semantik (vgl. Kap. 2.3). Hierbei wird zunächst eine kritische semantische Gesamtcharakterisierung der Genuskategorie vorgenommen, bei der dafür argumentiert wird, „dass die Genusklassifikation im Deutschen, Französischen und Spanischen nicht semantisch erklärt werden kann“ (S. 266). Schwarze weist in diesem Zusammenhang nicht nur die traditionellen Arbeiten von Grimm, Adelung u. a. zurück, in denen der Versuch unternommen wurde, das Genus sämtlicher Nomina auf die Sexusunterscheidung zurückzuführen. Sie hinterfragt auch neuere Arbeiten, die die Genusklassifikation mit der Unterscheidung von zählbaren Nomina (*count nouns*) vs. Massennomina (*mass nouns*) in Verbindung bringen (vgl. u. a. Leiss 1994, Weber 2000)³. Letztere Ansätze kritisiert sie dahingehend, dass sie sich vornehmlich auf semantische Genuszuweisungsregeln konzentrieren und dabei außer Acht lassen, dass die Oppositivität der Genusklassen zumindest im Bereich der Personenbezeichnungen zur Kennzeichnung anderer semantisch-referenzieller Differenzen genutzt werden kann. Schwarze geht es hier um semantische Teilcharakterisierungen, bei denen das Genus entweder als eine redundante Kennzeichnung einer bestehenden semantischen Opposition fungiert (Bsp. *der Vater* vs. *die Mutter*), oder aber zur *Herstellung* einer semantischen Opposition genutzt wird (Bsp. *el estudiante* vs. *la estudiante*), was sie in Anlehnung an Wienold sehr treffend als *Differentialgenus im engeren Sinne* bezeichnet. Mit Fokus auf den Bereich der Personenbezeichnungen zeigt Schwarze dann, dass die untersuchten Sprachen einen unterschiedlich starken Gebrauch von einer entsprechenden semantischen Nutzung der Genusklassifikation machen. Differentialgenus im engeren Sinne liegt nur im Spanischen in größerem Umfang vor, was sich u. a. bei den Verwandtschaftsbezeichnungen manifestiert (Bsp. *el hermano* vs. *la hermana*; *el tío* vs. *la tía*). Im Französischen ist diese Form der semantischen Ausbeutung der Genusklassifikation wesentlich seltener anzutreffen; im Deutschen hat sie lediglich Ausnahmestatus.

Als Synthese ihres umfassenden interlingualen Vergleichs interpretiert Schwarze die aufgezeigten formalen und funktionalen Unterschiede als Differenzen hinsichtlich des Grammatikalisierungsgrades der Genuskategorie (vgl. Kap. 2.5). Auf Grundlage der Lehmannschen Grammatikalisierungsparameter erweist sich das Genus im Spanischen als eine relativ schwach grammatikalisierte Kategorie, im Französischen ist das Genus relativ zum Spanischen stärker grammatikalisiert, im Deutschen schließlich noch stärker grammatikalisiert. Schwarzes Schlussfolgerungen sind nachvollziehbar und durchaus überzeugend, wenn auch einzelne Grammatikalisierungsparameter, wie die Verf. zum Teil selbst einräumt, nur bedingt auf die Genuskategorie angewendet werden können.

Teil 3 bildet den abschließenden primär wissenschaftshistorisch ausgerichteten Teil der Arbeit, der sich mit dem so genannten generischen Maskulinum auseinandersetzt, also mit maskulinen Personenbezeichnungen, die sich sowohl auf männliche als auch weibliche Referenten beziehen können (Bsp. *Rentner*, *Student*). Das Phänomen des generischen Maskulinums und das damit verbundene Verhältnis von Genus und Sexus wird im Rahmen der sich hieran aufhängenden Kontroverse zwischen feministischer Linguistik und strukturalistisch orientierter Linguistik diskutiert. In dieser Kontroverse geht es u. a. um die Frage, ob und inwieweit das generische Maskulinum in einer androzentrischen Gesellschaft begründet ist und ob die Verwendung des generischen Maskulinums zur Benachteiligung von Frauen beiträgt.

Ausgehend von einer allgemeinen Darstellung der Strömung der feministischen Linguistik (vgl. Kap. 3.1) wird das Phänomen des generischen Maskulinums zunächst allgemein

³ Leiss, Elisabeth (1994): „Genus und Sexus. Kritische Anmerkungen zur Sexualisierung von Grammatik“, in: *Linguistische Berichte* 152, 281–300; Weber, Doris (2000): „On the function of gender“, in: Barbara Unterbeck / Matti Rissanen (Hrsg.), *Gender in grammar and cognition*, Berlin, 495–510.

beschrieben (vgl. Kap. 3.2). Danach werden die jeweiligen Positionen und Kritikpunkte der feministischen und strukturalistischen Linguistik zum generischen Maskulinum erläutert (vgl. Kap. 3.3). Im Anschluss nimmt Schwarze eine kritische Prüfung der jeweils vorgebrachten Argumente vor, wobei sie u. a. aufdeckt, dass beide Lager teilweise aneinander vorbeireden (vgl. Kap. 3.4). Während die Vertreter der feministischen Linguistik vorwiegend eine Art Sprachkritik betreiben und das generische Maskulinum folglich auf der Ebene der *parole* verorten, verfolgen die Anhänger der strukturalistischen Linguistik eine systemlinguistische Klärung des generischen Maskulinums auf der Ebene der *langue*.

Schwarze nimmt in Bezug auf die feministisch-strukturalistische Kontroverse eine sehr differenzierte und zugleich vermittelnde Position ein, in der sie eine strenge Unterscheidung zwischen dem Ursache- und dem Wirkungsaspekt des generischen Maskulinums einfordert. Den Strukturalisten gibt sie insbesondere in der Auffassung Recht, dass die grammatische Kategorie Genus nicht mit der ontologischen Kategorie des Sexus verwechselt werden darf. Ferner unterstreicht sie, dass das Phänomen des generischen Maskulinums auf ein allgemeineres ökonomiebasiertes Prinzip zurückzuführen ist. Dieses nicht näher spezifizierte Ökonomieprinzip manifestiert sich auch jenseits von Genus und Lexikon, etwa im Bereich des Tempusgebrauchs. Ebenso wie das Maskulinum lässt sich auch das Präsens als semantisch und formal unmarkiertes Oppositionsglied einer grammatischen Kategorie verstehen, das bekanntlich auch mit präteritaler oder futurischer Bedeutung verwendet werden kann.

Was den Ursacheaspekt angeht, kommt Schwarze zu dem Schluss, dass das generische Maskulinum nicht in einer androzentrischen Gesellschaft begründet ist. In Bezug auf den Wirkungsaspekt schließt sie sich dagegen weitgehend der Auffassung der feministischen Linguistik an. In einer sehr sorgfältigen Auseinandersetzung mit einer Reihe von experimentellen Studien zum Deutschen, Englischen und Spanischen (vgl. Kap. 3.5) kommt Schwarze insgesamt zu dem Ergebnis, dass das generische Maskulin nicht zur Ignorierung von Frauen führt. Allerdings räumt sie ein, dass es zweifelsohne eine „Verstärkerwirkung“ (S. 259) hat. Die experimentellen Resultate legen den Schluss nahe, dass der Gebrauch von generischen Maskulina in jedem Fall dazu beiträgt, dass die Wahrscheinlichkeit spezifisch weiblicher Konkretisierungen abnimmt.

Wie der Inhaltsüberblick bereits erkennen lässt, liefert Schwarzes Buch nicht nur eine umfassende kontrastive Darstellung der Genuskategorie im Spanischen, Französischen und Deutschen. Es bietet zugleich eine sehr lesenswerte theoretische und wissenschaftshistorische Diskussion über die zentralen Wesensmerkmale des Phänomen Genus im Allgemeinen. Die Verfasserin argumentiert durchweg sehr souverän, differenziert und überzeugend. Der von Schwarze untermauerten These, dass für eine adäquate Analyse und funktionale Bewertung der Genuskategorie nicht nur das Kriterium der Klassifikation, sondern gleichermaßen das der Kongruenz zu berücksichtigen ist, muss zweifelsohne zugestimmt werden. Auch in den meisten ihrer Schlussfolgerungen, wie etwa der, dass der Genuskategorie im Spanischen eine deutlich größere Funktionalität zukommt als es im Deutschen und v. a. im gesprochenen Französisch der Fall ist, liegt Schwarze m. E. richtig. Insgesamt bestechen Schwarzes Ausführungen nicht nur durch theoretische Breite und analytische Schärfe, sondern auch durch ihre Klarheit. Auf theoriespezifischen Fachjargon wird, wann immer es geht, verzichtet, ohne dass dabei Einbußen bei der Präzision in Kauf genommen werden müssten. In diesem Zusammenhang muss betont werden, dass Schwarzes Arbeit weitgehend theorieneutral ausgerichtet ist. So wird etwa auf Analysen innerhalb eines bestimmten grammatischen Modells oder Formalisierungen von Genuszuweisungsregeln im Rahmen der Optimalitätstheorie verzichtet. Dies darf m. E. aber nicht als Manko, sondern allenfalls als eine mögliche Anregung in Bezug auf weitere Analysen angesehen werden. Gleiches gilt auch für die folgenden Aspekte und Fragestellungen, die in Schwarzes Buch weitgehend unberücksichtigt bleiben.

Neben dem ausführlich behandelten Verhältnis von Genus und Numerus verdient m. E. auch das Verhältnis von Genus und Kasus sowie das von Genus und Belebtheit eine eingehendere Betrachtung. Für das Spanische drängen sich in diesem Zusammenhang u. a. die wohl bekannten Variationen in der Pronominalflexion auf: *leísmo*, *laísmo*, *loísmo*. Vor dem Hintergrund von Schwarzes Ergebnissen wäre zu diskutieren, ob es sich hier um einen weiteren Bereich handelt, in dem sich die enorme syntaktische Funktionalität der Genuskategorie im Spanischen manifestiert. So scheint zumindest im Falle des u. a. im Madrider Raum verbreiteten *laísmo* das Dativpronomen durch das feminine Akkusativpronomen überschrieben zu werden, was als Verdrängung einer Kasus- zugunsten einer Genusmarkierung interpretiert werden könnte (Bsp. *A tu hermana la he dicho otra cosa*). Die Erscheinungen des *leísmo*, *laísmo*, *loísmo* weisen zugleich auf die Interaktion von Genus und Belebtheit hin, die eben nicht nur für das pronominale Genussystem des Englischen (vgl. Kap. 2.6), sondern auch für das Genussystem des Spanischen und Deutschen relevant ist. In Bezug auf das Deutsche lässt sich beispielsweise zeigen, dass belebte Nomina signifikant häufiger maskulines als feminines Genus aufweisen (vgl. Krifka 2009)⁴. Gerade im Rahmen einer kontrastiven Analyse wäre es m. E. sehr interessant den vielfältigen Interaktionen von Genus, Kasus und Belebtheit im nominalen und pronominalen Bereich systematisch auf den Grund zu gehen.

Mit Blick auf das generische Maskulinum macht Schwarze selbst auf einige offene Fragen und Forschungsdesiderate aufmerksam. Insbesondere ihr Verweis auf die Prototypentheorie erscheint in diesem Zusammenhang als besonders aussichtsreich. Sie kann zur Klärung der Versuchsergebnisse nutzbar gemacht werden, dass nicht nur generische Maskulina, sondern auch eindeutig geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen sehr viel häufiger mit männlichen als mit weiblichen Individuen assoziiert werden. Darüber hinaus sind m. E. aber auch die von der Verf. nicht beachteten pragmatischen Ansätze von Horn (1984), Becker (1997)⁵ u. a. miteinzubeziehen. Sie haben deutlich gemacht, dass die präferierten Lesarten des generischen Maskulinums als generalisierte konversationale Implikaturen erfasst werden können. Damit sei abschließend noch einmal betont, dass die Lektüre von Schwarzes Buch nicht nur aufgrund der zahlreichen theoretischen und sprachkontrastiven Erkenntnisse, sondern auch dank der inspirierenden impliziten und expliziten Anregungen sehr zu empfehlen ist.

Freiburg, im Februar 2012

Marco García García

Per Bäckström – *Le Grottesque dans l'œuvre d'Henri Michaux. Qui cache son fou, meurt sans voix*. Paris, Harmattan, 2008. 209 Seiten.

Was im deutschen Sprachraum wohl kaum bekannt ist, ist der Umstand einer beachtlichen nordeuropäischen Rezeption des literarischen Werks von Henri Michaux. Per Bäckström, nach einer Tätigkeit an der Universität von Tromsø an der Karlstads Universität lehrend, weist auf die einführenden Arbeiten von schwedischen Landsleuten wie Artur Lundkvist, Ingemar Gustafsson Leckius, Roger Fjellström und anderen hin. Auch das bild-

⁴ Krifka, Manfred (2009): „Case Syncretism in German Feminines: Typological, Functional and Structural Aspects“, in: Patrick Steinkrüger / Manfred Krifka (Hrsg.), *On inflection*, Berlin, 141–172.

⁵ Horn, Laurence (1984): „Toward a new taxonomy of pragmatic inference: Q-based and R-based implicatures“, in: Deborah Schiffrin (Hrsg.), *Meaning, Form and Use in Context*, Washington, 11–42; Becker, Thomas (1997): „Was wir von Aristoteles über die Bedeutung deutscher Wörter lernen können: Über konversationelle Implikaturen und Wortsemantik“, in: Eckard Rolf (Hrsg.), *Pragmatik*, Opladen, 51–71.